Hoffen und Harren...

Autor(en): **Hausner, W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 38

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647871

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

läuft es in Massen den Boxern und Schnelläufern, den Rennfahrern und Fußballern nach. Wir erleben gegenwärtig eine Verödung, einen Zerfall geistiger Werte wie im Dreißigjährigen Krieg. Nicht auf eine ergreifende Sonate, auf ein vollendetes lyrisches Gedicht kommt es mehr an, sondern einzig und allein noch darauf, ob der Meyer an der Olympiade einen Zentelsmillimeter weiter springt als der Müller. Der Ruhm der Nationen gründet sich heute auf die sogenannten großen Kanonen des Tages, während man über Gotthelf und Gottfried Keller die Nase rümpfen würde, wenn sie das Pech hätten, unsere Zeitgenossen zu sein. Seit vierzig Jahren weise ich Generation auf Generation auf die wesentlichen Schöpfungen der Dichtkunst hin — und das Resultat ist Null. Die Mühe hat sich nicht gelohnt."

Die Rede des Herrn Reutener roch nach Pulver. Er schob eine kurze Pause ein, um einen neuen Zweier zu bestellen und sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Sarkastisch fuhr er fort:

„Und was ist es denn eigentlich, was bei der Durchfahrt der Giganten im gelben Leibchen die Leute aus den Häusern lockt? Das hat uns noch keiner gesagt; man wird es wahrscheinlich auch gar nicht erklären können. Mich jedenfalls mutet es lächerlich an, wenn es Kindern und Jünglingen, Männern und Greisen, Mädchen und Müttern und Großmüttern wie ein Rausch in die Glieder fährt. Schon eine Stunde vorher stellen sie sich zu Tausenden an den Trottoirs auf, stoßen einander aus dem Blickfeld, als gälte es die Seligkeit, geraten plötzlich und ohne jede Veranlassung in Fieber, fangen zu schreien an, blicken aufgeregt die Straße hinauf, die Straße hinunter und sehen im welterschütternden Moment ein paar bunte Schatten vorüberflitzen. Dann ist der Spuk zu Ende. Ein wenig bedusselt erwachen sie halbwegs zur Wirklichkeit zurück; die verdutzten Augen fragen den Nachbar: Ist das alles? — Es ist alles. Aber das nächste Mal gehen sie doch wieder, der eine wie der andere. Es ist eine verlorene Zeit, wenn die Menschen nicht mehr wissen, was ein Baum ist, ein Blatt, ein Grashalm, ein Acker im Vorfrühling, ein galoppierendes Pferd, der Schritt einer schönen Frau. Ich huste auf eine solche Welt!"

Zur Bekräftigung seines Abscheus nippte Herr Reutener am Glase.

Wiewohl mir seine Schwarzseherei weit über die Hutschnur ging, hatte ich ihn ruhig ausreden lassen. Nun aber empfand ich es als Pflicht, ihn auf manierliche Art zu überzeugen, daß unser Zeitalter denn doch nicht so hoffnungslos aus den Fugen geraten ist. Zur Stärkung genehmigte ich ebenfalls ein Schlückchen.

„Zugegeben, daß neunzig Prozent der Menschen den Anruf des Gültigen und Schönen überhören", sagte ich. „Zehn Prozent aber finden die edelste Beglückung immer noch beim Anhören einer Sinfonie von Beethoven, beim Lesen eines Gedichtes von Goethe, Hölderlin oder Rilke. Immer wieder trifft man den einen und andern, der im bescheidenen Kreise und ohne es an die große Glocke zu hängen, auf der Höhe der Kultur marschiert. Ich kenne solche und könnte sie mit Namen nennen, die so wenig wie Sie und ich auf die Straße gehen, sondern unbeachtet, abseits vom Lärm des Tages dafür sorgen, daß immer wieder von jenem Köstlichen in die Welt kommt, um dessentwillen es sich lohnt, zu leben. Die Brunnentiefe, aus der sie jene Schätze holen, ist unerschöpflich wie das Meer. Höchstens die Zahl der Empfangenden ändert sich im Ablauf der Zeiten: heute sind es weniger, morgen mehr. Aber das ist kein Grund zum Verzweifeln."

„Ja, ja, schon gut", brummte Herr Reutener kleingläubig. Ich achtete es nicht und erzählte ihm mein Erlebnis am Eschernhorn:

„In Begleitung eines Führers bestieg ich gestern einen selten betretenen Berg im Lauteraar. Die vorausgegangene schlaflose Nacht trug die Schuld, daß ich in der Morgenfrühe lustlos und widerwillig auszog. Im Aufstieg beschäftigte mich unablässig die Frage, woher es kommen mag, daß der Bergsteiger im Kampf um irgendeine verrückte Wand seine ganze Energie und Kraft, ja gar sein Leben einsetzt, während er drunten im Tal vor viel geringeren, aber sinnvolleren Aufgaben zuweilen glatt versagt. Als wir die Scharte im Gipfelgrat erreichten, verflog das quälende Gespinst. Auf einer Felskanzel, auf die der Wind nur alle Jahre einmal ein Stäubchen Humus verschleppt, entdeckte ich ein Pölsterchen Steinbrech. Der Fund war so überraschend, daß ich niederkniete und mich in Betrachtung der Pflanze verlor. Die hellgrünen, fleischigen Blätter gaben mir Kunde davon, daß selbst in toter Steinwüste ein Gedeihen möglich ist. Mit einer an Wunder grenzende Lebenskraft wächst, nein: wuchert der Steinbrech aus dem Granit hervor und entfaltet sich am Licht. Er nährt sich aus ein wenig Tau, aus der Luft, aus dem Nichts. Dem Wechsel von Sonnenglut und eisiger Kälte hält er stand. Die bloße Tatsache seines Daseins rührte mich im Innersten, sodaß ich mit der Hand über das Pölsterchen streichen mußte und mir gelobte, hinfort vor keiner Widerwärtigkeit mehr zu verzagen. Im Steinbrech offenbart sich der ewige Durchbruch zur Gnade, das Wachstum aus der Verödung. Der Steinbrech ist wie die Stillen im Lande, die das Salz des Lebens schaffen. Steinbrech, das ist der Glaube."

„Eine sonderbare Heilslehre", sagte Herr Reutener.

„Kann sein", erwiderte ich. „Doch bin ich froh, sie gefunden zu haben."

Das Aufhellen seiner Gesichtszüge bezeugte mir, daß ich wenigstens nicht an die leere Wand geredet hatte. Und während er mir kurz vorher noch wie ein steuerloses Schiff erschienen war, bekam er alsgemach eine linde Brise in die Segel. Zwar vermied er es, meinem Optimismus unbesehen beizupflichten, aber ich spürte, daß er gelegentlich darauf zurückkommen würde.

Vielleicht ist also mein Besuch in der Heimat doch irgendwie eine Notwendigkeit gewesen. Vielleicht war ich bei der Unterbrechung meiner Fahrt einem geheimen Auftrag gefolgt; und vielleicht war es mehr als bloßer Zufall, was mich mit meinem alten Lehrer zusammenführte.

Frohgemut strebte ich zum Bahnhof zurück, wobei mich Herr Reutener noch ein Stück weit begleitete.

Hoffen und Harren . . .

Von W. Hausner

Im allgemeinen liest und hört man immer, daß man einen Menschen niemals in Hoffnungen wiegen soll, wenn man nicht fest überzeugt ist, daß diese eines Tages in Erfüllung gehen.

Ich bin anderer Meinung. Wenn ich auch weiß, daß meine Gegenausführungen nicht überall eine Zustimmung auslösen werden, so möchte ich diese Worte hier — in Ansehung unserer augenblicklich so hoffnungsarmen Zeit — nicht unausgesprochen lassen. Um so weniger, als ich gerade jetzt bei einem geistig hochstehenden Manne, einem Arzt und wirklichen Menschenfreund, der die Güte in Person ist, eine vollkommen gleichartige Ansicht dieses Thema betreffend, feststellen konnte.

Dr. E. vermochte meinen Gedankengang durch einen „Fall" aus seiner „Praxis so herrlich zu verdeutlichen, daß ich mich fast — gedrängt fühle, dieses aktuelle Thema in die Oeffentlichkeit zu tragen.

Der Arzt erzählte mir folgendes: Eine seelisch sehr nieder-

gedrückte Kranke, deren ganze Einstellung zum Leben schwärzester Pessimismus war — ein wirklich schwieriger Fall in Ansehung der sehr kranken Seele dieser Frau — kam eines Tages gänzlich verändert in die Sprechstunde. Wie fortgeblasen waren Unrast und Lebensüberdruß. Frohen Mutes und höchst optimistisch erklärte die Patientin dem Arzt, daß — irgendwo in noch nebelhaften Fernen — für sie ein riesengroßer Hoffnungsschimmer leuchte bezw. leuchten „solle". — Aus der ganzen, höchst phantastischen Erzählung, die schöngefärbt und undurchsichtig diese Hoffnungen malte, erkannte der Arzt, als vorurteilsfreier Beurteiler, daß die Frau sich völlig trügerischen Hoffnungen hingab.

Aber — er machte die Freude der Frau zu der seinigen und nährte diese rosenroten Ansichten mit dem Ergebnis, daß aus einer seelisch schwerkranken Frau nach und nach ein lebensfroher Mensch wurde. Ständig lebte dieser Mensch in einer großen Vorfreude, immer war die Hoffnung in Sicht, was kommen könnte.

Und als dann nichts kam? — Als endlich ganz deutlich sichtbar wurde, daß es wirklich nur — Hoffnungen waren, Seifenblasen, die in die Luft gingen und zerplatzten, wenn man fest zupacken wollte — kam da die große Reaktion!? — Wurde aus dem hoffenden, glaubenden wieder der frühere kranke Mensch? Verfiel er in seine Lebensmüdigkeit von früher? — Nein! — Die Frau sagte ihrem Arzte klipp und klar:

„Herr Doktor, Sie glauben nicht, was mir diese Hoffnung, nur der Ausblick auf die Erfüllung, bedeutet hat! Als verständiger und denkender Mensch habe ich natürlich oft gezweifelt. Aber dann fragte ich mich: Was hast du verloren? — Wenn es wirklich nur eine Fata Morgana ist, wenn es nichts wird? Dann war es doch immerhin eine schöne Vorfreude auf eine immerhin mögliche Erfüllung. — Ein ödes Lebenseinerlei, ohne irgendeinen Hoffnungsschimmer auf etwas, was kommen könnte, waren meine Sorge. Sie wissen ja, wie mutlos, wie verzweifelt ich war! — Und mit einem Schlage wurde alles ganz anders, als mir diese Hoffnung in den Weg gelaufen kam. Was für herrliche Phantasiegebilde, was für Luftschlösser baute sie mir auf! Welche schönen Wunschzettel schrieb ich mir in Gedanken! Das Leben hatte ein ganz anderes Gesicht. Alles ging leichter, beschwingter, sorgloser. Immer stand dieses große Hoffnungsschild mit den helleuchtenden Worten vor meinen Augen: ‚Wenn — — dann!'

Nochmals: Was habe ich verloren? — Nichts! Ohne diese Hoffnung war ich ein armer Mensch, wäre es geblieben. Und mit dieser Hoffnung? Reich wie eine Königin kam ich mir vor. Soll ich jetzt wieder unglücklich sein, weil alles in ein Nichts zerrann? Nein! Ich habe erkannt, daß ein Mensch schon durch eine Vorfreude, die bekanntlich immer am schönsten ist, glücklich werden kann. Oftmals ist diese viel reicher und schöner als die Erfüllung selbst.

Jetzt stelle ich mich einfach auf eine andere Hoffnung um, konzentriere mich wieder ganz auf sie — warte wieder auf das, was kommen kann. Ich lebe aufs neue in einer ständigen Vorfreude auf die Erfüllung. Und — bin glücklich!" — —

Hat dieses Bekenntnis nicht unendlich viel zu sagen? Gibt es nicht den klaren Beweis, daß man Hoffnungen unbedingt zu einem Menschen tragen darf, ja sogar die Pflicht dazu hat, um ihn vielleicht einmal eine kurze Zeit lang auf die Sonnenseite des Lebens zu bringen. Zu einem solchen Menschen, der immer im Schatten wandelte, der nie eine helle, klare Aussicht vor sich sah?

Was hat dieser Mensch schon verloren, wenn sich die gehegten Hoffnungen später nicht erfüllen! — Nichts! — Aber viel hat er gewonnen: Eine kurze, glückliche Zeit, die ihn vielleicht das Leben von jetzt an mit ganz anderen Augen betrachten läßt, ihm unter Umständen Mut und Kraft geben kann, zu versuchen, solche Sonnenseiten wirklich zu erreichen.

Man darf sich auch ruhig öfter selbst — Hoffnungen machen und soll nicht denken und sagen: Ach, mir leuchtet ja doch kein Hoffnungsstern! Wenn es auch heute dunkel und grau ist, für jeden Menschen erstrahlen einmal wenigstens Sterne. Dem einen leuchten sie heller und größer als dem andern. Aber schon ein kleiner Hoffnungsstern gibt neuen Lebensmut, läßt in schönere Fernen schauen, hilft, über die augenblickliche Erdenschwere leichter hinwegzukommen. Ist das nichts? Denn wo nur eine leise Hoffnung ist, schimmern alle Freuden heller. Helle Augen lassen in lichte Weiten schauen.

Wer traurig den Blick nach unten, nach innen richtet, der wird nie die leuchtende Sonne am Himmel sehen, sich niemals an einem phantastisch schönen, gestirnten Nachthimmel erfreuen können.

Die Kinder gucken manchmal durch bunte Glasscherben und freuen sich, wenn die Welt ringsum in einem anderen Farbenschimmer erglänzt. Es liegt schon ein tiefer Sinn in diesem Kinderspiel. Es ist unbewußter Optimismus, es ist die Hoffnung, die Welt einmal in einem anderen Licht zu sehen.

Man soll niemandem Hoffnungen machen? Doch! Recht viele Hoffnungskerzen möge man den traurigen Menschen anzünden. Selbst auf die Gefahr hin, daß sie eines Tages herabgebrannt sind. Sie haben aber doch wenigstens einmal Helle gebracht, diese Zukunftslichtlein.

Leben wir nicht eigentlich alle ständig in der Hoffnung? Alle Freuden und Lichtblicke des Lebens gipfeln doch nur hierin. In der Gegenwart und wenn diese noch so schön ist, sieht man sie nicht. Der Mensch schwelgt entweder in Erinnerungen, die immer nur schmerzlich-schön sind, weil sie um Verlorenes weinen oder in Hoffnungen, die Wünsche erfüllen sollen.

Und wie oft ist es schon dagewesen, daß man eine Hoffnung so stark genährt hat, so sicher an die Erfüllung glaubte, daß man die Erfüllung sich suggestiv heranholte.

„Unke nicht", heißt es im Volksmund. Und mit Recht! Man kann ein Unglück herbeirufen, aber auch ein Glück, an das man kaum zu hoffen wagte. — —

Mutlos, mit einer hoffnungslosen Geste, tun wir so oft etwas ab: „Ach, es wird ja doch nichts. Ich habe keine Hoffnung!"

„Hoffen und harren macht manchen zum Narren!" Zugegeben. Aber — Hand aufs Herz: Fühlt man sich nicht manchmal im Narrenkleid, wenn man das Alltagsgewand abgelegt hat — zum Beispiel zur Faschingszeit — so recht von Herzen glücklich? — So daß man hoffnungsreich in unbekannte Fernen schaut, ein holdes Wunschgebilde erblickt, was — vielleicht — nie unser wird, was uns aber einige Glücksstunden hindurch in ein seelisches Feiertagsgewand kleidet, was uns die alltägliche, graue Hülle abstreifen läßt.

Man braucht es ja keinem Menschen zu sagen, wenn man ab und zu in das — Narrengewand der rosenroten Hoffnungen schlüpft, auf etwas ganz Märchenhaftes wartet, was nie kommen wird. Aber die Vorfreude durchbricht dann das öde Einerlei des Heute. Und das ist viel! — —

„Wie habe ich mich gefreut! — Und nun ist nichts daraus geworden!" So heißt es oft schmerzlich und bedauernd. Ganz mit Unrecht! — Nein, lieber Mensch, geworden ist diesmal nichts daraus. Aber geworden wäre auch nichts daraus, wenn du die Vorfreude, das große Freuen darauf, aus deinen Tagen gestrichen hättest. Was ist nun besser? Dieses „Nichts" — so oder so?

Jeder Mensch braucht zum Leben Freude. — „Man muß immer etwas haben, worauf man sich freuen kann." Das ist eine uralte Weisheit. Kommt aber die Freude nicht von selbst anspaziert, dann muß man sie sich eben holen. Und der beste Helfer ist die — Hoffnung. Sie schafft immer Freude.

„Wenn — dann!" — So singt und klingt es ständig in unserem Innern. Dabei kommen mir die wunderschönen Worte Wilhelm Rabes in den Sinn: „Das Menschenherz kann oft am

glücklichsten sein, wenn es sich so recht sehnt." — Hoffnung und Sehnen sind aber Zwillingsschwestern, eine ohne die andere kaum denkbar.

Mögen es schon ein Paar leichtgläubige, optimistische Schwesterchen sein. Das schadet nichts. Ihre holde Beschwingtheit trägt uns leichter durch das schwere Leben, hilft über so vieles hinweg.

Darum: Wir dürfen unbedenklich Hoffnungen in die Herzen der anderen Menschen tragen. Ganz gleich, ob aus diesen kleinen Lichtlein, die zuerst nur schwach brennen, die große Sonne der Erfüllung wird. — —

Vorfreude! Sie ist für viele das Lebenselixier, das man ihnen verschütten würde, noch bevor man es reichte, wenn man ihnen die Hoffnung nähme.

Hausinschriften

Von Walter Schweizer

Wir müssen unsere Heimat entdecken lernen! Ihre Schönheiten, ihren Charakter, ihre Eigenart. Die letzten Jahrzehnte haben uns ziemlich beweglich gemacht. Eine neue Jugend ist herangewachsen, die im Wandern und Schauen Heimatsinn pflegt. Die rasende städtische Entwicklung hat in den Menschen, die zwischen Steinmauern und Asphaltstraßen eingepfercht leben, eine Sehnsucht nach der Natur, nach den Tälern ohne Fabriken, nach den übersonnten Weiten ohne Lärm und Rauch groß werden lassen. Die Menschen von heute wollen Bilder um sich haben, die ihnen den Spiegel der Ruhe, des Friedens und der vergessenden Einsamkeit geben.

Diese Bilder sind für uns Erneuerer der Kraft, des Wesens, und somit trägt diesen Gedanken weiter das Dorf. Die große, moderne Stadt prunkt mit Technik und Zivilisation; sie umschließt auch aus ihrer Frühzeit in Kirchen, Rathäusern und ehrwürdigen Bauten die Zeugnisse gewachsener Kultur, zu denen wir Heutigen mit Neid und Bewunderung unsere Blicke heben. Aber diese Stadt stiehlt die Seele der Menschen, macht sie zu Masse, verwischt die festen eigenen Züge ihres Wesens, — ja, sie würde das Volk begraben, wenn nicht draußen im Dorf, droben in den Bergen, der unversiegliche Brunnen neuen, frischen Menschentums quellen würde.

Wohl läßt sich der Landbewohner von diesem oder jenem imponieren, in seinen Grundgefühlen jedoch nicht umwerfen. Er nimmt das ganze Geschehen vielmehr als eine große Selbstverständlichkeit, die sich in vielen Dingen äußert. Und diese ist gerade für uns Städter wie auch für den Landbewohner wohltätig. Sie bedeutet Umschau, Vergleich, Erkenntnis. Land, Wirtschaft, Dorf, Straße, Haus — das sind Worte, hinter denen sich die bunteste Mannigfaltigkeit von Typen verbirgt. Schließlich hat natürlich jede einzelne Siedlung ihre Eigenart, und dieser wollen wir einmal nachgehen, indem wir den Charakter der verschiedenen Besitzer an Hand der dem Haus eingeschnittenen Sprüche und Gedanken uns ansehen. Das Wort wird sich verwandeln in Anschauung, Erinnerung, Phantasie; es wird bunt, bewegt, sammelt Wolken über sich, läßt den Seewind brausen, kann auch wettern, sieht Sonne und Schatten — kurz, ein Bilderbuch ist's, mit vielen, vielen Seiten, aufgeschlagen, auf daß wir darinnen blättern, und auf jeder Seite, auf jedem Blatt haben Menschen von ihrer Art und Arbeit, ihrer Sitte und Frömmigkeit etwas aufgeschrieben.

So lesen wir an einem der schönsten Chalets am Thunersee bei Leißigen folgenden Vers:

Vertrau Deiner Kraft,
Ist köstlich Dein Leben,
Sind Mühen und Arbeit
Dir reichlich gegeben!
Sei stark im Leid,
Sei zur Freude bereit
Und nütze die Zeit!

Zu allen Zeiten hat das Bauen viel Kopfzerbrechen gemacht, und so finden wir gerade über dieses Kapitel eine Reihe Sprüche, teils ernster, teils heiterer Natur.

Da schreibt ein Bäuerlein an seine Hütte:

Da Bauen ist eine große Lust,
Daß' so viel kost, ich nicht gewußt!
Behüt' uns Herr in alle Zeit,
Vor Maurer, Schmied und Zimmerleut!

Im „Grund" bei Adelboden lamentiert ein anderer:

Diß Haus steht in Gottes Gewalt,
Ist vornen new und hinden alt;
Und hätt uns Spiis und Lohn nid gruwen,
Wir hättens no lan scheener buwen.

und im verwandten Sinne plaudert an einer Scheuer ein Frutiger:

Tausend achthundert achtzig und acht,
Da hab' ich diese Schür gemacht;
Hätt' mir der Schwager das Geld vorgestreckt,
So hätt' ich sa mit Ziegeln deckt.

Auf dem Weg nach Gsteig im Saanenland ist zu lesen:

So ist's gebaut,
So soll's bestehen,
Gefällt's dir nicht,
Kannst weiter gehen.

Im allgemeinen aber wurden als Inschriften Sprüche religiösen Inhalts, eine Art Schaugebete, verwandt. Ja, man kann ruhig behaupten, daß, ehe die ältesten Sprüche ans Haus kamen, die Verse im Herzen derer geschrieben waren, die diese andern nun vor Augen stellten. Sei es, um ihnen einen Rat zu geben, oder aber, was meistens der Fall gewesen sein mag, vom eigenen Fühlen und Denken ein Zeichen der Welt gegenüber. Vieles wurde wohl von außen her übernommen, aus alten Schriften, oder aber der Geistliche oder Schulmeister mußte ein Sprüchlein ersinnen, oder man wurde selber zum Dichter, wie man es ja vielerorts feststellen kann.

Bei Gstaad auf der „Wiesen" lesen wir:

Frantz Muri het ditz Hus gemacht
Durch Gottes Hilf und Craft.
Das Hus stat in Gottes Hand,
Got Pünt die Inwohner ale Sant.
Ist durch Secelmeister Matti erbuwen,
Uf Got stat sin verthruwen.
Anno 1608 Jar.

In der Nähe Kanderstegs, im Bonderbach, steht mit Jahrzahl 1612 der Vers:

Es läbt kein Mans uf dieser Aert,
Das Aer Bu, das ime gefellt!
Es kome Frum odr Man,
So han ik dok min Best Getan.
Fon Minem Got stan ik nut ab,
Diwil ikm Läben und Atum hab.

Bei Gillbach, mit der Jahrzahl 1620, lesen wir:

Got Geb uns Glück zu diesem Hus,
Er legt den Grund und But es us.

Im Lötschental auf Alp Steineggen gibt uns einer folgenden Rat:

Lebe wie du willst,
Nur bleibe gut!
Die Unschuld gibt im Unglück Mut!

während ein anderer Lötscher in Kippel an sein Haus schreibt:

Willst mein Kind zunehmen in der Tugend,
So laß dich unterrichten in der Jugend.
Dann in dem Alter ist's zu spat
Wo die Gedächtnus nimmet ab!

Ein Adelbodner gibt uns folgende Weisung:

Ein Ding vorgetan und nachgedacht,
Hat menge in groß Nüwen gebracht.
Gesundes Vieh und gute Weid,
Gibt schwären Käs und machet Freud.

Fröhlich ist der Spruch aus dem Lötschental:

An verzagte Litun, het wedr Gott noch der Tifl Freid!

Bei der Kirche in Frutigen steht ein in seiner Art eigenartiger Vers, datiert von 1753:

Es kan wahrlich allen
Niemand wohlgefallen;
Den derselbe Knecht
Welcher allen recht
Der soll auf Erden
Noch geboren werden.

Und dieses Bäuerlein wird sicher die Lacher auf seiner Seite gehabt haben, der im Pays d'Enhaut (Montreux-Berner Oberland) an seine Hütte schrieb:

Dies Hus ist bauen an ein Egg,
Und d'Spis ist auf, bis an ein Wegg,
Von bettletem Holz und entlehntem Geld
Ist dieses Haus hierher gestellt.

Bei einem Bergschmied und -schlosser im Haslital ergötzen wir uns an folgendem Vers:

Wenn an jedes lose Maul
Ein Schloß müßt' angehängt werden,
Dann wär' die edle Schlosserkunst
Die beste Kunst auf Erden.

Am Haus eines Seilers lesen wir:

Die kleinen Diebe hängt man auf,
Die großen läßt man laufen.
Wär es nicht so auf dieser Welt,
Würd' ich mehr Strick' verkaufen.

So sind viele dieser Hausinschriften ein Spiegel schweizerischen Lebens in seinen Tugenden und seinen Fehlern. Da las ich über einer Türe: „Der Herr segne unsern Eingang und Ausgang." Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß in den paar hundert Jahren, seit die Inschrift dort steht, nicht wenigstens ein Mann aus- oder eingegangen sei mit einer Spitzbüberei im Sinn, die er beim zufälligen Blick auf diesen Spruch hat bleiben lassen. Ja, die Absicht, zu erziehen, hatten gewiß auch die Schöpfer der Sprüche und Inschriften selbst. Schreibt doch einer in Tavers:

So du viel Kinder und Erben gewinnst,
So laß sie lehren gute Künst!
In Gottesforcht, in Zucht und Ehren,
So mögen allweg sie sich ernehren.

Da schreibt ferner ein Bauersmann an seinen Geräteschuppen:

Werkzeug will gebraucht sein.

an den Getreidespeicher:

Die schwere Last, nur gut gefaßt, ist halb getragen.

und an die Gesindestube:

Trägheit schleicht langsam einher,
Armut folgt rasch hinterher.

und an den Stall ließ er den Vers anbringen:

Frische Luft und reines Futter
Gibt gsundes Vieh und gute Butter.

Aber nicht nur immer erbaulicher Art sind die Inschriften. Sie berichten uns da und dort auch von vielen Unbilden, von Not und Jammer in Haus und Familie, in Gemeinde und Vaterland. So lesen wir bei Frutigen an einem Haus mit der Jahrzahl 1756:

Du Frutigland sei auf der Wacht!
Das Geld ist nun sehr hoch geacht't;
Die Thorheit hat die Oberhand,
Die Untreu wohnet jetzt im Land.

Nicht weniger interessant ist der Spruch am sogenannten „Mänihaus" von 1817:

Ein Mäß Kernen galt fürwahr
Bis neun Franken dieses Jahr.
Käs und Anken das Pfund eben
Ward für sieben Batzen gegeben.
Für zwei Franken ein Maß Wein.
O Gott schenk uns den Segen wieder,
So wird der Theuerung Ende sein.

Oft schon waren mir die Inschriften Anbahner großer Freuden gewesen, neuer Bekanntschaften, gerade unter den Bergbewohnern allüberall im Schweizerland. Da lernte ich Menschen kennen, und gerade durch die Inschrift am Haus wurde der Kontakt geschaffen, es schmolz das Eis, die rauhe Schale brach, und blank wie eitel Gold stand der Mensch da, bereit zu erzählen von seinem eigenen Ich, von Boden und Heimat, und mit zu den schönsten Stunden zählten mir schon oft die Erinnerungen an diese Höcke. Viele dieser Hausinschriften geben aber auch jedem Vorübergehenden noch einen trefflichen Wink, wie zum Beispiel:

Einfach ist der Weg zum Glück,
Wagen und Ertragen.
Immer voran, nie zurück,
Arbeit ohne Zagen.

oder aber auch:

Laß nur das Grübeln dir vergehn,
Du wirst doch nichts erreichen —
Es bleiben in jedem Leben stehn
Gar viele Fragezeichen.
(Aeschi ob Spiez.)

Und wieder frohgemut und über Kummer und Leid hinwegsetzend, der Spruch aus Grindelwald:

Wenn der Neid brennte wie Feuer,
Wäre das Holz nicht so theuer.

Die höchsten Sprüche finden wir aber wohl auf Station Eigergletscher der Jungfraubahn, und zwar, um aus der Fülle nur einige zu nennen:

Die Sorgen soll man im Tale lassen,
Sie wollen auf Bergeshöhn nicht passen.

Und wie trefflich ein anderer:

Mancher macht sich auf Reisen wichtig,
Der zu Hause null und nichtig!

Man mag nun über viele dieser Inschriften urteilen wie man will, aber eines lehren sie uns doch, und zwar, daß in den Dörfchen viel gedacht worden ist und noch gedacht wird, daß dort der Kampf um die Weltanschauung ebenso ernst ist und groß wie in der Studierstube des Gelehrten oder in der Kammer des Arbeiters.

Es liegt noch eine mächtige Kraft in unserem Bauerntum, und wenn wir es verstehen und richtig aufhorchen, so wissen wir auch, daß hier der Rückgrat unseres Volkstums zu finden ist. Denn es ist bestimmt durch die Ehrfurcht und Innerlichkeit. Und darin schlägt des Schweizer Herzens beste Art!